

Das andere Wissen

Predigt H.A. Willberg Ev. Kirchengemeinde Spielberg 01.06.2014

Rö 8,26-28 - Exaudi

Wir müssen diese Verse erst einmal in den Textzusammenhang zurückstellen, um sie recht verstehen zu können. In diesem Kapitel acht des Römerbriefs spricht Paulus von der befreienden Kraft im Leben der Menschen, die durch den Glauben an Jesus Christus so eng mit dem Gott der Liebe verbunden sind, dass sie nichts und niemand von ihm trennen kann. So nah sind wir Gott durch den Glauben, dass wir völlig unbefangen, vertrauensvoll und furchtlos „Abba“ zu Gott sagen dürfen wie Kinder zu ihren Eltern „Mama“ und „Papa“ sagen. Mitten in diesem erhebenden Kapitel kommt Paulus nun aber auf das zu sprechen, was die Kinder Gottes ganz und gar nicht erhebt, sondern sie, im Gegenteil, furchtbar niederdrückt: Leidenserfahrungen, die sich nicht erklären lassen. Er sieht zwar das Leiden nicht nur der Christen, sondern der ganzen Menschheit und Natur, in einen kosmischen Sinnzusammenhang eingebettet: Es gibt Hoffnung für die Welt. Aber Näheres kann er nicht dazu sagen. Denn, so schreibt er, „die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht? Wenn wir aber auf das hoffen, was wir nicht sehen, so warten wir darauf in Geduld“ (V24f). Hier setzt unser Text ein.

Paulus ist mutig, denn er stellt sich der tatsächlichen Spannung des christlichen Glaubens. Mutig ist das, weil diese Spannung unerträglich stark werden kann. Es ist die Spannung zwischen dem Erhebenden und dem Niederdrückenden. Wir benutzen das Wort „Niederdrückendes“ ja selten oder nie. Wir verwenden aber sehr oft ein Fremdwort dafür, das genau dasselbe sagt: Depression. Das Niederdrückende ist das Deprimierende. Die Erfahrungen glaubender Menschen können so deprimierend sein, dass ihnen die erhebende Zusage, mit dem lieben Vater im Himmel untrennbar verbunden zu sein, wie blanker Hohn erscheint. Grausam ernüchtert stellen sie fest, dass die erfahrene Wirklichkeit total dagegen spricht. Sie ziehen den Schluss daraus, dass entweder der „liebe“ Vater ein Sadist sein muss oder dass sie keineswegs mit ihm verbunden sind. Paulus ist mutig, weil er nicht vor dieser Möglichkeit ausweicht. Es gibt Christen, die sich über das Deprimierende hinwegsetzen, indem sie den geistlichen Höhenflug zum Programm des Glaubens machen. Es gibt andere Christen, die realistisch genug sind, auch Deprimierendes in den Blick zu nehmen, aber immer nur in Maßen, um nur ja keinen Zweifel am Bild des lieben Vaters aufkommen zu lassen. „Es gibt schon auch mal dunkle Täler“, sagen sie, „aber die sind bald vorüber, denn der liebe Vater ist ja da und wird bald helfen.“ Es gibt also schon Schlimmes im Leben von Christen, aber so schlimm ist es denn wieder auch nicht. Und wer daran fest hält, wird es ganz bald erleben: Das Vertrauen lohnt sich immer!

Solcher Optimismus ist verständlich und durchaus sympathisch. Aber ist er auch realistisch? Oder ist da der Wunsch der Vater des Gedankens? Paulus jedenfalls räumt mitten im erhebendsten Gedankengang des Römerbriefs ein, dass es Leidenswege ohne erkennbares Licht am Ende des Tunnels für die vertrauensvollen Kinder des lieben Vaters gibt. Denn die Hoffnung dieser Wege richtet sich auf *Unsichtbares*. Ganz praktisch heißt das: Es ist nichts zu erkennen, wofür das Warten sich lohnen würde. Es ist alles dunkel. Es gibt keinen Silberstreifen am Horizont. Das vertrauensvolle „Abba, lieber Vater!“ verhallt ohne erkennbare Antwort.

Dann sind wir mit unserm Latein am Ende, denn wir verstehen einfach nicht mehr, wozu das Leiden gut sein soll. Dann wissen wir nicht mehr, was wir beten sollen. Die Hoffnung brennt weiter in uns, weil die Liebe in uns brennt, wir können nicht anders als verzweifeln an den lieben Vater glauben. Aber wir sind ohne Trost und die Vertröstungen erreichen uns nicht mehr. Sie sind zu billig. Sie gehen am Leben vorbei. Dann tut uns das Brennen dieser unauslöschlichen Flamme der Hoffnung, der Liebe und des Glaubens im Herzen nur noch weh und wir wären sie lieber los als weiter erfahren zu müssen, das sich nicht erfüllt, was versprochen ist. Aber so sehr uns das auch quält: Gott lässt den glimmenden Docht *nicht* verlöschen. Der Glaube ist am Ende, aber er kann nicht sterben, das Rohr ist geknickt, aber es kann nicht auseinanderbrechen.

Dann wissen wir nicht mehr, was wir beten sollen. Wir sehen keinen Sinn. Sterbensschwach ist unser Glaube.

Nun sagt uns Paulus ein Geheimnis. „Wir wissen es“, behauptet er. „Ich weiß es nicht allein“, will er mir sagen, „du weißt es auch. *Wir* wissen es.“ Wir wissen, dass uns alles, absolut alles, zum *Besten* dienen muss, nicht nur kann, sondern *muss*. Gott hat es festgelegt, es kann nicht schief gehen. Und wir *wissen*, dass wir Berufene sind. Wir wissen um unsere *Berufung*.

Wenn alle Lichter ausgegangen sind, dann leuchten auch die Buchstaben unserer erhabenen Glaubensbekenntnisse nicht mehr. Sie heben uns nicht aus dem Zweifel heraus. Wir wissen das alles, aber es tröstet uns nicht. Dieses Wissen meint Paulus nicht. Er spricht vom *Geheimnis* des Wissens im Herzen. Es ist das Wissen Hiobs, das er ausspricht, als sein Verweilung den *tiefsten* Punkt erreicht hat: „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt.“ Es ist kein angelerntes Wissen, kein logisches Wissen, es ist *mystisches* Wissen: Unerklärbar und doch völlig überzeugend. Geheimnis des Glaubens. Christus in mir, Heiliger Geist.

Das ist kein *schönes* Wissen, wenn noch alles dunkel bleibt. Hiob weiß es und sagt es und was er sagt und so wie er es sagt, ist es eines der kostbarsten Juwelen in der Bibel. Aber es erhebt ihn nicht, es hebt ihn nicht heraus. Es ist die Hoffnung, die *nicht* sieht. Es bleibt alles dunkel, es ändert sich nichts. Er weiß es trotz der grausamen Gottverlassenheit. Es tut ihm furchtbar weh es zu wissen, denn zwischen Wissen und Erfüllung klafft ein gnadenloser Abgrund.

Wir wissen es. Das ist der Geist. Es ist nicht unser eigenes Wissen, es ist Gottes Wissen in uns. Gottes Wissen um den Sinn, den wir nicht sehen können. Gottes Wissen um unsere Verzweiflung. Gottes Wissen, dass unser Glaube zerbrochen ist. Gottes Wissen, dass wir es nicht mehr über die Lippen bringen, „lieber Vater“ zu sagen. Gottes *Mitwissen*, Gottes Gewissen. Gottes *Mitleiden*. Der Christus in uns.

Er seufzt. *In* uns seufzt er *für* uns, weil er *in* uns wohnt und *mit* uns leidet. Nicht *an* uns und *unter* uns seufzt und leidet er. Das Leiden *an* uns und *unter* uns ist vorüber. Das hat er ein für alle Mal am Kreuz erlitten.

Unaussprechlich ist sein Seufzen: Es gibt keine Worte dafür. Denn es gibt keine Worte, die sein Mitleid beschreiben. So groß, so unverfälscht, so stark ist es. Wir können es nicht begreifen. Wir haben keinen Begriff dafür.

Er *vertritt* uns mit seinem Seufzen. Er tritt für uns ein. Auch wenn wir nichts davon sehen. Gerade dann. Das bringen wir nicht zusammen, wenn wir im dunklen Tal sind. Wie soll uns trösten, was wir nicht als Trost *erfahren*?

Offenbar nur so, wie es jetzt gerade geschieht: Indem es uns gesagt wird. Offenbar nur so, dass der liebe Vater uns das selber sagt: „Auch wenn du gar nichts siehst und spürst von mir, ich bin dir näher als du dir selbst bist. Durch den Glauben, den ich selbst in dir angezündet habe, bin ich in deinem Herzen, ich selbst, Christus in dir, im Heiligen Geist. Untrennbar, unlöslich mit dir eins, Mitte deines Wesens. *Für* dich ohne jeden Vorbehalt. Quelle des Lebens, Quelle des Friedens, Quelle der Freude. Und wenn dir auch Leib und Seele verschmachtet, weil dein Leben nur noch Dürre ist, dennoch ist die Quelle in dir und du lebst aus ihr in jedem Augenblick, auch wenn du es nicht fühlen kannst und nicht mehr glauben magst. Und die Dürre wird ein Ende haben. Denn ich habe dich erwählt. Dich habe ich gemeint mit meiner ganzen Liebe, dich ganz allein. Dein Name ist mir heilig. Du bist mein geliebtes Kind und du wirst es immer bleiben. Und was dir jetzt so schrecklich ist, wird schon bald wie ein ferner Schatten hinter dir liegen. Es *muss* so sein, denn ich gebe dir mein heiliges Wort dafür.“